

Suhrkamp Verlag

Leseprobe



Lepenies, Wolf
Benimm und Erkenntnis

Über die notwendige Rückkehr der Werte in die Wissenschaften. Die Sozialwissenschaften nach dem Ende der Geschichte. Zwei Vorträge

© Suhrkamp Verlag
edition suhrkamp 2018
978-3-518-12018-7

edition suhrkamp 2018

Erbschaft unserer Zeit
Vorträge über den Wissensstand der Epoche
Band 1
Herausgegeben von Gary Smith

Haben wir nach 1989 die Chancen für eine geistige Neuorientierung in Deutschland und Europa verpaßt? Der Fall des Kommunismus wurde als Sieg des Westens verstanden. »Weil sich im Osten alles änderte, waren wir davon überzeugt, daß im Westen alles so bleiben würde, wie es war.« Längst aber leben wir in einer Zeit neuer Ungewißheiten. Wolf Lepenies analysiert exemplarisch drei fundamentale Gebiete dieser neuen Ungewißheiten: die Arbeit, die Demokratie und die Wissenschaften.

Die ökonomisch-soziale Unsicherheit wird durch eine stetig wachsende Verknappung der Erwerbsarbeit hervorgerufen; die Krise der Demokratie zeigt sich in einer zunehmenden Abstinenz der Staatsbürger von ihr; die moderne Wissenschaft schließlich wird erneut mit dem Problem der Wertfreiheit konfrontiert.

In seinem zweiten Text »Die Sozialwissenschaften nach dem Ende der Geschichte« untersucht Lepenies Gründe für den krisenhaften Zustand der gegenwärtigen Wissenschaft exemplarisch an vier Fächern: der Geschichte, der Ethnologie, der Soziologie und der Ökonomie.

Wolf Lepenies, geb. 1941, war von 1986 bis 2001 Rektor des Wissenschaftskollegs zu Berlin. 2006 erhielt er den Friedenspreis des Deutschen Buchhandels.

Zuletzt sind von ihm erschienen: *Folgen einer unerhörten Begebenheit* (1992); *Aufstieg und Fall der Intellektuellen in Europa* (1992); *Sainte-Beuve. Auf der Schwelle zur Moderne* (1997).

Wolf Lepenies

Benimm und Erkenntnis

Über die notwendige Rückkehr
der Werte in die Wissenschaften

Die Sozialwissenschaften nach dem Ende der Geschichte

Zwei Vorträge

Suhrkamp

*Diese Buchreihe wurde ermöglicht durch die Berliner
Festspiele GmbH.
Redaktion des ersten Bandes: Rüdiger Zill*

4. Auflage 2015

Erste Auflage 1997
edition suhrkamp 2018

© Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1997
Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das der Übersetzung,
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages
reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Satz: Jung Satzcentrum, Lahnau

Printed in Germany

Umschlag gestaltet nach einem Konzept
von Willy Fleckhaus: Rolf Staudt

ISBN 978-3-518-12018-7

Erbschaft unserer Zeit

Das Jahrhundert, dessen geistiges Erbe in dieser Buchreihe geprüft werden soll, hat durch einen unvorstellbaren Verlust an Ethik Geschichte gemacht. Es war uns vorbehalten, die Techniken der Naturbeherrschung so zu entfalten, daß sie auch an der inneren Natur des Menschen keine Grenze mehr fanden und damit das Jahrhundert der Völkermorde ermöglichten. Verdun und Vietnam, Auschwitz und der Archipel Gulag waren die inhumanen Stationen jenes Fortschrittszuges, den wir lieber zu Freud und Benjamin, Picasso und Godard fahren sahen.

Kann man diese Paradoxie in einer Synthese unseres heutigen Wissens aufheben? Die Bände der »Erbschaft unserer Zeit« versuchen es mit einem Zugang, der an die Enzyklopädisten erinnert. Sie gehen auf Vorträge zurück, die bis zur Jahrtausendwende in Berlin gehalten werden. Führende Wissenschaftler aus unterschiedlichen Disziplinen leisten auf Einladung des Einstein Forums und der Berliner Festspiele GmbH Beiträge zu einer Bilanz der Moderne, die nur einen gemeinsamen Fluchtpunkt kennt: gänzliche Illusionslosigkeit über das Zeitalter – aber dennoch ein rückhaltloses Bekenntnis zu ihm.

Gary Smith

Wolf Lepenies
Benimm und Erkenntnis

*Über die notwendige Rückkehr der
Werte in die Wissenschaften*

Ludwigshafen und Berlin

»Hier wird breit gesehen. Die Zeit fault und kreit zugleich. Der Zustand ist elend oder niederträchtig, der Weg heraus krumm. Kein Zweifel aber, sein Ende wird bürgerlich sein.« So lautete, vor mehr als 60 Jahren, Ernst Blochs Bilanz im Vorwort zu seinem Buch *Erbschaft dieser Zeit*. Wie konnte Ernst Bloch von einem Standort, den er mit zögernder Präzision als »des näheren marxistisch« beschrieb, mit diesen Worten im Jahre 1935 das Resümee seiner Zeit ziehen? Er konnte es nicht. Ich habe, seinen Text zitierend, fünf Buchstaben weggelassen – das Wort *nicht*. Tatsächlich schrieb Ernst Bloch: »Der Zustand ist elend oder niederträchtig, der Weg heraus krumm. Kein Zweifel aber, sein Ende wird *nicht* bürgerlich sein.«¹

Am *Fin de siècle* haben sich alte Gewißheiten so sehr verkehrt, daß wir uns im Text Ernst Blochs spontan verlesen – berzeugt davon, daß wir nicht nur in Europa, sondern weltweit nach dem Ende des Kommunismus, der die Herrschaft der Bourgeoisie beseitigen wollte, in die endlose Epoche der Bürgerlichkeit eingetreten sind, die globale Marktwirtschaft des *post-histoire*. Der Standort, von dem aus wir dieses behaupten, ist auch nicht entfernt marxistisch zu nennen, er ist nicht einmal antimarxistisch, er ist auf eine eigentm-

¹ Ernst Bloch, *Erbschaft dieser Zeit*. Vorwort zur Ausgabe 1935, in: ders., *Gesamtausgabe* 4, Frankfurt/M. (Werkausgabe edition suhrkamp) 1977, S. 15. Meine Hervorhebung.

liche Weise überzeugungslos und zugleich seiner selbst gewiß.

Die Veranstalter dieser Vortragsreihe haben ihr einen Titel gegeben, der die Erinnerung an Ernst Blochs ebenso polemische wie poetische Blätter von 1935 zur Pflicht macht. Die Erbschaft *jener* Zeit ist für uns aktuell geblieben – vor allem, wenn man Blochs Text von 1935 liest und dabei seine kurze, 1962 veröffentlichte Nachschrift als eine Art von Lesebrille benutzt. Billig wäre es dabei, Blochs Irrtümer und schiefe Prognosen zu zitieren; ertragreicher ist es, an seine Wirklichkeit gewordenen Vorahnungen zu erinnern. Denn nicht nur in der Nachschrift zur *Erbschaft dieser Zeit* finden sich Passagen von aufblitzender Aktualität – so dort, wo der neuere Westen des geteilten Deutschland durch Wohlstand und zahlreiche Langeweile, der neuere Osten durch Nicht-Wohlstand und monolithische Langeweile gekennzeichnet werden –, auch der Originaltext verblüfft, und wenn man ihn heute liest, kommt man sich manches Mal vor, als ob man unvorbereitet vor den Spiegel tritt.

Selten zeigt sich diese Aktualität in den politischen Attacken Ernst Blochs, in denen bei allen barocken Ausuferungen in Wortwahl und Satzbau doch eine beträchtliche Linientreue herrscht und ›trozkistische Quertreibereien‹ ebenso ernsthaft wie ›sozialdemokratische Verwässerungen‹ zur Erklärung langfristiger gesellschaftlicher Fehlentwicklungen und tiefer politischer Krisen herangezogen werden. Die Aktualität, die Blochs Text heute noch trägt, steckt im Detail.

So finden sich darin – wie abgemessen genau in der

Mitte des Buches plaziert – ein Porträt der Region Ludwigshafen-Mannheim und eine Stadtphysiognomie Berlins in unmittelbarer Nachbarschaft zueinander. Sie muten uns an wie ein prophetischer Vorgriff auf die Gegenwart. Unter dem verstörenden Stichwort ›Funktionen im Hohlraum‹ wird der Übergang Berlins in eine neue Zeit beschrieben, und hellstichtig hält Ernst Bloch fest, daß ausgerechnet Ludwigshafen – nicht nur seine Geburtsstadt, sondern auch die Heimat Helmut Kohls –, daß ausgerechnet Ludwigshafen mit seiner ›traditionslosen Luftleere‹ die Wirrnisse der Zeit unbeschädigt überstehen wird: »Vom Bahndamm grüßt eine Trauerweide zum ›Jubiläumsbrunnen‹ herüber [...]: dort steht Gußeisen auf Tuffstein, die Bavaria verleiht der Ludwigshafenia die Stadtkrone, schräg unten lehnt Vater Rhein grottenhaft, gießt spärlich Wasser aus seinem Füllhorn. Am Bahnhof steht eine Schillerbüste, und die Berg-und-Talbahn singt den Text dazu, Branntweinschenken heißen ›Zur Pariser Uhr‹ und der theatralische Verein spielt den ›Scharfrichter von Augsburg‹: das ist oder war bis vor kurzem dieses kleinbürgerliche Wildwest am Rhein. Am feierlichsten Fluß Deutschlands, mitten zwischen Speyer und Worms, mitten im Nibelungenlied gleichsam, dicht neben Jesuitenkirche, Rokoko-Bibliothek, Schillers Hof- und Nationaltheater in Mannheim. Selten hatte man die Wirklichkeiten und die Ideale des Industriezeitalters so nahe beisammen, den Schmutz und das residenzhaft eingebaute Geld.«²

2 A. a. O., S. 209-210.

Berlin dagegen – eine Residenz ohne eingebauten Schatz – ist die Stadt, die gewohnt ist, mit geliehenem Geld zu arbeiten, und die sich damit die geflickten Taschen füllt; es ist die Metropole, die spätbürgerlich ganz vorn liegt und die im wesentlichen aus umbautem Hohlraum besteht – windig, sachlich und zerstreut zugleich. Blochs boshaftes Doppelporträt weckt im heutigen Leser den Verdacht, es sei neben der Windigkeit der alt-neuen Hauptstadt vielleicht auch die Vorherrschaft Ludwigshafens als Lebensform, die unseren Politikern den Umzug nach Berlin und unserer Intelligenz den Übergang zu einer neuen oder doch erneuerten Republik so schwierig machen.

Was an Ernst Blochs Buch, was an der Erbschaft *seiner* Zeit einst besonders aufstachelnd und revolutionär gewirkt haben mag, erscheint heute am stärksten veraltet: der expressionistische Gestus, das Vielwissen und die ausufernde Besserwisserei. Die Substanz, die sich hinter der angestregten Syntax verbirgt, ist oft dünn und glatt, und der an Dialektik reiche, an Didaktik überreiche Text, der immer wirkt wie mit erhobenem Zeigefinger geschrieben, erinnert daran, daß es Dinge gibt, die man zwar lernen muß, aber nicht lehren kann.

Und doch bewahrt der Text Ernst Blochs schon durch das Datum seiner Entstehung den heutigen Leser vor jeder Überheblichkeit. Zwei Jahre nach dem, wie Bloch es nannte, ›Hitlersieg‹ geschrieben, läßt die *Erbschaft dieser Zeit* vorausahnen, zu welcher Niederlage der Zivilisation durch deutsche Schuld dieser ›Sieg‹ alsbald führen würde.

Die Generation, die rechtzeitig zu spät kam

Die Erbschaft jener Zeit können wir nicht ausschlagen – und wenn ich ›wir‹ sage, so spreche ich, 1941 geboren, von meinen Altersgenossen, von der Generation der Deutschen, die keine Hitlerjungen mehr werden konnten. Am 13. Februar 1945 verpaßten meine Mutter – ein Baby im Arm – und ihre Schwester – mich, ein kleines Kind, an der Hand – den überfüllten Zug nach Dresden, so daß wir die Nacht in einem Dorf in der Nähe verbringen mußten. Das Gehöft, in dem wir untergekommen waren, lag auf einer Anhöhe, und zu den wenigen Bildern, die ich mir aus der Kindheit heute noch in die Erinnerung zurückrufen kann, gehört der Gang ins Freie, in jener Februarnacht vor mehr als 50 Jahren, um das brennende Dresden zu sehen. Am nächsten Tag durchstreifte mein Vater die verkohlte Stadt, in welcher er uns tot vermutete. Lange Zeit glaubte ich, die schlimmste aller deutschen Bombennächte in Dresden selbst überlebt zu haben. Mit einem leisen, doch entschiedenen Triumphgefühl erzählte ich davon – als läge ein besonderes Verdienst darin, von der Katastrophe verschont worden zu sein. Als wir in der Nacht vom 14. zum 15. Februar 1945 in unser Quartier ›beim Bauern‹ zurückkehrten, blieben die Erwachsenen noch lange in der Stube sitzen. Ich wurde ins Bett gelegt, doch ein Türspalt blieb offen, und so sah ich über mir in einen Lampenschirm aus Glasfäden, die leise hin und her klirrten. Konnte es noch russische Artillerie gewe-

sen sein, die das Beben des Bodens und damit die Bewegung der Lampe hervorrief? Der Schlaf kam schnell. An den kurzen Rest des Krieges vermag ich mich nicht mehr zu erinnern.

Warum glauben wir, einmal davongekommen, in noch größerer Gefahr gewesen zu sein? Hier scheint eine geheime Prädestinationslehre zu herrschen: unser Verdienst, so glaubt es tief in uns, wächst mit dem Ausmaß der Katastrophe, der wir entronnen sind. Triumph mischt sich ins Überlebensglück. Ich sehe hierin ein kennzeichnendes Merkmal meiner Generation. Wir haben – so dürfen wir sagen – die großen Schrecken dieses Jahrhunderts nicht mitzuverantworten, und wir werden – so können wir hoffen – unter den heraufkommenden Krisen des neuen Jahrhunderts kaum mehr zu leiden haben. Sind wir vielleicht die Generation des geschickten *timing*, kamen wir gerade noch rechtzeitig zu spät, und werden wir gehen, bevor es wieder ernst wird? Aus dieser Frage erwachsen uns besondere Verpflichtungen für die Zukunft.

Rückblick auf ein glückliches Jahr

Über die Erbschaft unserer Zeit zu sprechen heißt – nicht zuletzt heute und hier in Berlin –, sich an ein glückliches Jahr zu erinnern, das *annus mirabilis* der europäischen Nachkriegsgeschichte. 1989, das Jubiläumsjahr der Französischen Revolution, wird ein Wunderdatum bleiben. Aber: es war ein zweideutiges Jahr. Die Marktgesellschaften des Westens triumphierten – und wußten im Augenblick ihres Triumphes nicht, daß die Zeit der großen Zweifel längst angebrochen war. Der Fall des Kommunismus und seine möglichen Folgen sind im Westen nicht zuletzt fehleingeschätzt worden, weil es an Einsichten in den Zusammenhang von Ereignis und Struktur mangelte. Wir ließen uns von der strukturbrechenden Kraft der Ereignisse zu folgenreichen Fehlschlüssen und zu voreiligen Wunschvorstellungen verleiten – und wurden schnell über die strukturbewahrende Kraft belehrt, die Ereignisse auch haben können. Weil sich im Osten alles änderte, waren wir davon überzeugt, daß im Westen alles so bleiben würde, wie es war. In trügerischer Selbstgewißheit haben wir die Umwälzungen jenseits der Elbe in die Perspektive der kurzatmigen Ereignisgeschichte gerückt, unserer eigenen intellektuellen Trägheit dagegen haben wir die unantastbare Würde der langen Dauer verliehen. Staub dort, Ewigkeit hier – da konnte, vom amerikanischen State Department mit besonderem Wohlwollen zur Kenntnis genommen, die neueste Verkündung vom

Ende der Geschichte nicht ausbleiben. Siegreich umspannte die westliche Moderne die Welt.

Diesem Triumphdenken entsprach eine Philosophie, die nicht nur das politische Selbstverständnis der abendländischen Demokratie, sondern auch die kulturellen Selbstverständlichkeiten des Westens zu allgemeingültigen Leitideen erhob. Geprägt wurde sie von der Vision der Aufklärung, daß im Laufe der Geschichte die Menschen immer stärker dazu neigten, ihre überlieferten Verhaltensorientierungen und partikularen Identitäten aufzugeben, um sich in einer weltweiten Zivilisation zu vereinen: dort würde das Zusammenleben aller von vernunftgesteuerter Moralität bestimmt werden.

Wir Europäer hatten uns über lange Jahrzehnte eingeredet, wir seien im Endbahnhof des *posthistoire* und der Nachmoderne angelangt, zu den herrschenden Ideen und Ideologien, die sich nur noch sanft aneinander rieben, gebe es keine Alternative, es gelte, sich mit dem Bestehenden abzufinden und mit den Beständen zu rechnen und sich in eine unabänderliche ökonomische und politische Weltordnung und in die Zweiteilung der Welt zu fügen. Um so überwältigender war dann unser Erstaunen über das Ausmaß und die Geschwindigkeit des Wandels. Mit dem Verschwinden des Kommunismus schien die Utopie von gestern zur Wirklichkeit von heute geworden zu sein.

Wer aber ist nun, da das Ende dieses Millenniums näher rückt, noch so tolldreist, über den Gang der Geschichte zu spekulieren oder gar vom Ende der Ge-

schichte zu faseln? Nicht zuletzt der Bürgerkrieg auf dem Balkan hat uns gezeigt, daß wir alle »experts before experience« waren, Besserwisser, die sich heute kleinlaut eingestehen müssen, daß mit der Mehrheit zu irren vermutlich der einzige Weg ist, um am Ende recht zu behalten. Wir haben einen Aktschluß für das Ende des Stücks gehalten und haben viel zu früh geklatscht.

Wir sind in ein Zeitalter neuer Ungewißheiten eingetreten. Es kann beispielsweise gar keine Rede davon sein, daß sich weltweit und ohne Widerstand die Marktwirtschaft und die Demokratie durchsetzen. Vielmehr sind gerade die Marktwirtschaft und die Demokratie an ihren Ursprungsorten in Krisen geraten, aus denen wir augenblicklich noch keinen Ausweg erkennen können. Groß ist unsere Verwirrung, aber noch größer ist das Ausmaß unserer Lethargie – nicht nur die Politiker in unserem Land ähneln Leuten, die sich weigern zu glauben, ihr Haus brenne, solange sie den Schlüssel dazu noch in der Tasche haben.

Im folgenden skizziere ich zunächst am Beispiel von Arbeit, Demokratie und Wissenschaft drei Ungewißheiten unserer Zeit. Ich beschreibe sodann die gegenwärtige Orientierungskrise als die Folge einer gescheiterten Säkularisierung. Ich erinnere an Chancen zu einer geistigen Neuorientierung, die wir in Deutschland und in Europa nach 1989 verpaßt haben, und plädiere für eine Politik auf lange Frist, für eine Politik der Mentalitäten. Mit dem Hinweis darauf, daß nach einer langen Zeit des Orientierungsverzichts heute die Werte wieder in die Wissenschaften zurückkehren, schließe

ich. In meinem Vortrag bündele ich eigene Beobachtungen und Vorschläge; sie beruhen auf praktischen Erfahrungen in der inneren wie auswärtigen Wissenschaftspolitik.

Neue Ungewißheiten I: Die Krise der Arbeitsgesellschaft

Die Krise der Industriegesellschaft spitzt sich im Problem der Arbeitslosigkeit immer mehr zu. Die Zahlen sind dramatisch, aber noch dramatischer sind die strukturellen Veränderungen in der Produktion und auf dem Arbeitsmarkt, die die Sockelarbeitslosigkeit stetig erhöhen und mit denen wir, wie es scheint, nicht mehr fertig werden. Parteipolitische Schuldzuweisungen und ideologische Auseinandersetzungen sind dabei sinnlos: in den letzten zwanzig Jahren hat beispielsweise Frankreich siebzehn Beschäftigungsprogramme gegen die Arbeitslosigkeit aufgelegt, die von drei bürgerlichen und fünf sozialistischen Regierungen stammten. In dieser Zeit stieg die Zahl der Stellungsuchenden um 800 %.

Die traditionellen Maßnahmen zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit wirken, wenn überhaupt, nur auf kurze Frist; zugleich wird dadurch der Spielraum für politische Zukunftsentscheidungen immer enger; längst hat sich eine Jetztgesellschaft eingebunkert, die ihre Daseinsfürsorge auf Kosten künftiger Generationen betreibt. Die Grenzen des neuen Egoismus verlaufen dabei frontenneutral: »Rette sich, wer kann!« steht auf dem Banner, unter dem sich die, die noch Arbeit zu vergeben haben, und die, die sich noch Arbeit nehmen dürfen, vereinen. Die Frage, die wir immer dringender stellen müßten, lautet: Wie läßt sich in unserer Zeit ein Wertewandel befördern, der Arbeit umwertet und da-

mit Arbeitslosigkeit entdramatisiert? Doch statt diese Frage zu stellen und nach Antworten darauf zu suchen, schreiben wir – ein Menetekel der Vergeblichkeit – in neuen Landesverfassungen das Recht auf Arbeit fest.

In der postindustriellen Gesellschaft sind mehr und mehr Menschen gezwungen, in der Arbeitslosigkeit nicht nur eine unwillkommene Unterbrechung ihres gewohnten Lebensrhythmus zu sehen, sondern einen irreparablen Biographiebruch. Im Hinblick auf erfahrene Arbeitslosigkeit hatte die übliche Rede von den Konjunkturzyklen ja etwas ungemein Beruhigendes an sich: sie suggerierte, daß alles wieder so werden würde, wie es einmal war. Eingebettet in globale Märkte aber gehen heute die ›Volkswirtschaften‹ aus jeder Rezession mit einer erhöhten Sockelarbeitslosigkeit hervor, und Betriebe sehen das einzige Heilmittel zur wirtschaftlichen Gesundung im Personalabbau.

Vorschläge zur Erneuerung eines Sozialkontraktes zwischen Insidern und Outsidern – dazu gehört auch das vielbeschworene ›Bündnis für Arbeit‹ – greifen daher zu kurz, da sie glauben, eine durch Arbeitslosigkeit verursachte Ungerechtigkeit lasse sich in der Regel finanziell kompensieren und damit prinzipiell entschärfen. Wer seine Arbeit verloren hat, ist im wahrsten Wortsinn wertlos geworden, weil Arbeit der zentrale Wert der Industriegesellschaft ist. Das Ethos unseres Miteinanderlebens ist nicht zuletzt ein Ethos des Miteinanderarbeitens. Können wir uns vorstellen, daß Arbeit den Charakter einer unbefragten, einer herausgehobenen kulturellen Selbstverständlichkeit verliert?